

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 45 (1941-1942)
Heft: 24

Artikel: Der Notacker
Autor: Reinhart, Joseph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-673176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frucht

wird heimgeführt



Photo Ernst Eschmann

uns zu freuen an den schweren Körben und Fässern.

Was für ein Gegensatz: die Bomben und Granaten und Flammenwerfer zerstören und verwandeln die üppigsten Äcker in Trümmerfelder. Und noch immer teilt die Natur, wo der Krieg nicht hingekommen ist, in verschwenderischer Fülle von ihren Gaben aus.

Wie danken wir für diesen ertragreichen Herbst am schönsten?

Wer Körbe und Zeinen, Säcke und Hürden voll Früchte aller Art und Kartoffeln hat, wird an die denken, denen die Teuerung große Sorgen verursacht. So wächst der spendefreudige Herbst sich für alle zum Segen aus, und über unserer von den furchtbaren Verheerungen des Krieges noch verschonten Heimat flammt am reinen Himmel das rote Kreuz auf als Symbol unserer Hilfe, die allen Bedürftigen zuteil wird.

Ernst Eschmann.

Der Notacker

Es lag nicht im Wesen meines Vaters, einem Acker, der viel Sorge brachte, solchen Namen aufzuprägen. Vielleicht hatte die Mutter einmal so gesagt, und fast nur von ihr habe ich etwas aus der Geschichte dieses Ackers droben am Hange vor dem Wald vernommen. Wenn dem jungen Sprengel die Hacke schwer geworden, so konnte die Mutter mit einem Worte von der Mühsal sprechen, die unser Vater mit dem Acker schon gehabt:

„Schäm dich, Bub, wenn du wüßtest, wie manchen Kratten Steine der Vater schon an den Bach hinausgetragen, wenn du wüßtest, wie er

in nassen Schuhen, gar nachts im Wetter, mit der Laterne dem Bach gewehrt, daß er nicht mit Schutt und Wust ins Korn gefallen, ja dann wär dir die Hacke nicht zu schwer!“

Wie manchmal war ich selbst dabei und hörte des Vaters Schelten, wenn das Säck des Pfluges am steilen Hang wehhaft am Ackersteine ächzte. Ich hörte den Vater schelten, doch galt der Zorn niemals dem mageren Acker, der Unwille galt dem Knecht, dem Buben, der vorn am Ackerzug die Leitkuh über die Furche treten ließ. Harte Worte hat der Acker selber nie vernehmen müssen.

Nicht einmal im dreiundneunziger Jahr, im

trockenen Sommer, da wir den ganzen Heuertrag des Rotäckers auf einer Bahre nach Hause brachten, erfuhr der Acker ein hartes Wort. Aber ich weiß noch, wie es war, als endlich im August der Himmel sich mit Regenwolken überzog und die ersten Tropfen niederfielen, wie der Vater mit der Hacke hinausging und am Rand des Ackers wartete. Ich sah, wie seine Züge sich erheiterten, als die trockene Kruste unter dem Trank des Himmels weich sich löste und ein warmer Odem dem Mund des Ackers entstieg, als ob er aufatmend für die Erquickung dankte.

Rotacker, Sorgenacker hätte man auch sagen können, aber der Bauer hätte das nicht gern gehört, und wenn dieser Sorgenacker dem Vater auch manche Stunde des Schlafes raubte, so war er ihm lieber als die tiefgründigen, fetten Acker drunten in der Ebene. Das ist viel gesagt und ist doch wahr. Wie manchen Sonntagnachmittag ist er mit der Mutter dort hinausgegangen! Und ich glaube, ein wenig Freude und Stolz hat aus des Vaters Augen geleuchtet, wenn er gesehen, wie die Saat erronnen. Ich weiß noch, wie wir an einem Ostertage droben am Rand des Ackers standen, wie er sich vornüber beugte und mir anbefahl, ein gleiches zu tun, damit ich sehen könnte, wie die Millionen Spizchen rötlich, des Lichtes froh, in die Sonntagssonne glühten. „Schön das, he,“ so sagte der Vater leise, und auf seinem Gesicht lag mehr Sonne als sonst am Werktag. Dann stand er noch eine Weile sinnend am Rand des Ackers, drückte etwa mit dem Schuh behutsam einen harten Erdknollen breit.

Gewiß, es lag eine Art von Andacht in der Haltung meines Vaters. Es war, als ob er lauschte, als ob der Acker sprechen könnte, ja, ich glaube, die beiden, der Acker und der Vater, neigten sich zueinander wie gute Kameraden. Und der Acker dankte und sagte: „Hast nicht umsonst gesorgt, ich will das meine tun, du sollst zufrieden sein mit mir.“

Auf dieses freundliche Erlebnis folgte ein anderes, das sich mit ihm verknüpfte, wie Segen und Heimsuchung einander folgen. An einem Abend, nach einem schwülen Tage, brach über die Berge ein Gewitter auf das Land herab, und aus den schweren Wolken barst der Regen und sackte in das Tal herein. Unser Vater mußte an

diesem Abend einem Stücklein Vieh in seiner Not beistehen. Ich sah im dämmerigen Raume, wie er einmal und wieder einmal durch die offene Türe nach der stürzenden Wand des Regens hinausfah. Ein Rauschen, ein Brausen drang wie das Achzen der Luft vom Hügel herein an unser Ohr. Der Vater hielt den Atem an und sagte vor sich hin: „Der Bach, der Acker!“ Und wirklich, als wir später mit der Laterne durch den Regen hinaufstiegen, bot sich unsern Augen das Bild der Verwüstung. Der Bach war über das Steinwehr hinausgesprungen, wie ein wildes Tier hatte er sich mit seinen Taten in das Fleisch des Ackers eingegraben und hatte eine tiefe Wunde gefressen. Der Vater stand neben mir, ich sah, wie die Flamme in der Laterne flackerte. Nur ein Wort sprach der Vater: „Gottsnamen, gelt du!“ Er sagte es nicht zu mir, ich weiß, er sagte es zu seinem Acker.

Am andern Tage, früh schon, sah der Vater an seinem Acker hinauf. Der Zufall wollte es, daß heute die Milchgemeinde mit einem neuen Käser aufgeboten war. Es galt, den höchsten Preis für unser Mülchen zu besprechen. „Willst nicht gehen?“ fragte die Mutter. Er schüttelte den Kopf und deutete nach dem Acker hinauf. Und dann begann das strenge Tagwerk. Mit dem Karren schafften wir aus der Tiefe die herabgeschwemmte Erde an den Hügel, ich sah, wie die Lenkstangen den Vater hügelan in die Seiten stießen. An diesem Tage gab es keinen Umbis, eine einzige Sorge drängte den Vater, dem Acker beizustehen, der mit seiner tiefen Wunde an das Herz des Bauern rührte. Aber mit jeder Schaufel, die der Vater behutsam in die Rinnen legte, ward es heiterer auf seinen Zügen, und am Abend, als wir das Werk betrachteten und der Acker seine alte Erde wieder hatte, meinte ich wiederum zu sehen, wie der Vater nickte, und fast beglückt, wie zu einem Freunde, der ihm dankt für seine Hilfe.

Das Bild dieses Ackers steht wieder deutlicher denn je vor meinen Augen, seit ich weiß, daß in unserem Lande tausend solcher Rotäcker um Freundschaft werben. Wir hatten diese Freundschaft ein wenig vergessen über dem Betrieb der neuen Zeit, wir andern, die nicht mehr die Hacke rührten. Aber vielleicht erwacht aus dieser er-

neuten Freundschaft mit den Äckern eine Bereicherung unseres Lebens.

Wenn wir uns um ein Plätzchen Erde mühen und liebevoll nach ihm uns bücken, wird ihr inneres Wesen aus der Tiefe zu uns sprechen. Wir verspüren den Atem der ewigen Kräfte, die kein Krieg vergiften kann, wir hören Stimmen, wie

Geschichten und Sagen aus den Zeiten, da unsere Väter diesen Boden betreuten. Und nach dem sorgenden Betreuen des Werktags wird uns der Feierabend, der Sonntag im Lauschen und Betrachten eine Beglückung bringen, die der lärmende Umtrieb der Welt nicht kennt.

Joseph Reinhart.

DER BAUER

Hinterm Pflug, in gleichem Schritt,
Hoch am Himmel schreitest du
Von Jahrhundert zu Jahrhundert.
Und der dunkle Zug der Ahnen
Schreitet in der Furche mit:
Von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Alle Erd- und Himmelsgeister
Fühlst du deinem Geist verwandt;
Aller Geister Gott und Meister
Spendet Wachstum deinem Land.
Unter Sonne, Mond und Stern
Schreitest du durch diese Zeit,
Beugst das Haupt nur einem Herrn:
Gott, dem Herrn der Ewigkeit.

Jakob Aneib

Lehm, Eisenerz und ein Reporter

Besuch in einem schweizerischen Bergwerk

Lehm überzieht unsere Schuhe, Lehm kriecht unsere Hosen bis in Kniehöhe hinan, und Lehm verkrustet sich bröckelnd auf unseren Socken — nicht Lehm im chemischen Sinne, aber doch immerhin eine gelbbraune, haltbare Mischung von Kalkstaub und Wasser und Eisenhydroxyd, und wenn eben dieses Eisenhydroxyd nicht wäre, hätten wir niemals den Weg hieher eingeschlagen. So aber stampfen wir unbeirrt durch die regentropfende, lehmige Landschaft, dem Bergwerk zu. Dem Bergwerk? Bergwerk Herznach der Jura-Bergwerke A.-G. ist sein offizieller Titel, es liegt, steigt man in Frick aus dem Zug, versteckt hinter dem Berge, und nichts verriete, daß dort das Bergwerk sein hinterberglerisches Dasein fristet, wären nicht wohlgeformte Betonmasten errichtet, die bald Stützen der Erzswebbahn Herznach-Frick sein werden, und stände nicht auf der hölzernen Rampe am Bahnhof eines der sechs Lastautos voll Eisenerz und entlücke seinen Inhalt in einen Güterwagen.

Nun stehen wir vor dem Bureauegebäude, nach-

dem wir betwundernd den trichterförmigen Erzsilos bestaunt haben, der, eine wunderschöne Eisenbetonkonstruktion, das geschürfte Erz aufnehmen wird, das aus den Rollwagen in seinen weiten Mund purzelt, um es schluckweise an die schwebenden Wägelchen weiterzugeben, die es auf einem viereinhalb Kilometer langen Drahtseil nach Frick hinüberführen werden. Nun stehen wir also vor dem Bureauegebäude, bis zum Knie mit gelbem Lehmpastos bemalt und klopfen an. Die Tür tut sich auf, wohlige Wärme empfängt uns, es empfängt uns auch der Betriebsleiter Dipl.-Ing. Adolf Frei, der uns in Bälde unter die Erde bringen wird. Und wieder zurück. Freilich müssen wir uns zuvor einer schützenden Prozedur unterziehen: hohe Gummiüberschuhe müssen wir anziehen, den weichen Hut mit einer harten Lederkappe vertauschen, die aussieht, wie die Mütze eines Jockeys und unser edles Haupt vor der unsanftesten Berührung mit dem Gestein schützt, und in die Hand drückt man uns eine Karbidlaterne mit offener Flamme, denn wo kein Licht ist, ist